Die Indiskretion des Knaben rief die Heiterkeit Kates hervor, und Marina stand, ohne zu wissen warum, wie mit Blut übergossen.

Zwei Tage später kam Alfred Lenci wieder nach Silviola, allein.

Eine Gruppe schöner Bäume an der Biegung der Allee bildete ein friedliches Winkelchen; dahinter ein lebhaftes Spiel der Sonnenstrahlen, welche die Harken der Arbeiter silbern aufleuchten ließen, und dazu das Rauschen der stürzenden Wasser. Dort hatte er sich postirt, um das heitere Motiv festzuhalten.

Hugo kam gleich gelaufen, getrieben von der Neugierde, und auch Marina folgte langsam nach.

Alfred Lenci küßte den Knaben auf die Stirn, er nahm ihm das Barett ab, um mit den Fingern kosend durch die weichen, dunklen Locken zu fahren und den Raffaelskopf des Kleinen zu bewundern. Dann sprang er auf, um Marina entgegen zu gehen, aber eine Handbewegung von ihr hielt ihn fest.

Er sollte sich nicht stören lassen, sollte ihre Anwesenheit gar nicht bemerken. Sie wollte es so. Und er nahm wieder auf seinem Rollstuhl Platz, und sie blieb vor jener Leinewand stehen, wo mit wenigen Pinselstrichen schon die Natur festgehalten war und zwischen den Zweigen des jungen Weines einige über ihre Harken gebeugte Arbeiter sichtbar wurden.

Mit feinem Kunstverständniß hatte Marina das Alles sogleich erfaßt, und Lenci betrachtete sie mit Enthusiasmus und Dankbarkeit, glücklich, sich einer schönen und intelligenten Frau gegenüber zu finden.

Dann hatte sich Marina neben Hugo auf die niedere, moosbewachsene Mauer gesetzt, und Alfred Lenci war in die Bewunderung jener beiden Köpfe versunken, die sich wirkungsvoll von dem Grün des Buchsbaums und der Myrthen abhoben.

Die Stunden verflogen auf diese Weise.

Sie plauderten ein wenig von Allem und fühlten wie durch Zauber die natürliche Zurückhaltung zwischen sich schwinden. Er, Lenci, erzählte ihr von seinen ersten Kämpfen, von vielen erloschenen Träumen, von einer ersten Liebe, die der Tod zerstört hatte; eine jener Lieben, die ein Leben auszufüllen vermögen. Und auch Marina sprach dann von sich, so offen und rückhaltlos, wie mit Niemand zuvor.

Und in einem Augenblick, da die Sonne einen goldenen Glorienschein um Hugos Köpfchen wob, hatte Lenci ihm zugerufen, sich nicht zu bewegen, und, einen Karton auf die Staffelei stellend, rasch zu zeichnen begonnen, und Marina hatte über die Schulter des Künstlers hinweg mit innigem, mütterlichem Wohlgefallen zugesehen, wie auf dem todten Blatt allmählich das Raffaelsköpfchen lebendig wurde.

Dann trennten sie sich, erstaunt, daß die rasch verflogenen Stunden sie einander so genähert hatten, daß sie kaum mehr ein Geheimniß vor einander besaßen.

„Kommen Sie bald wieder?“ fragte Marina, während sie sich die Hände schüttelten.

„Ich werde kommen, und wenn Ihnen diese Zeichnung gefällt, werde ich sie für Sie vollenden.“

„Ja, ja. Ich werde Ihnen noch sitzen, ganz ruhig, wie eine Statue,“ versprach Hugo feierlich.

„Kommen Sie,“ wiederholte Marina.

Und er hatte sich verbeugt und war die Allee entlang geschritten.

Marina aber war durch den Garten zurückgegangen und hatte sich dort oben noch einmal umgedreht, während Alfred Lenci hinter den letzten Akazien verschwand.

Marina stand einige Zeit in Gedanken verloren auf demselben Platz, die glühende Sonne auf den Haaren.

„Wie gut und liebenswürdig dieser Herr ist Nicht wahr?“ hatte Hugo ausgerufen.

Sie legte die Hand auf das Haupt des Knaben und blickte ihn nachdenklich an.

Hugo wiederholte seine Rede. — „Und auch schön — setzte er hinzu.

Sie antwortete nicht. Seine Hand fassend, zog sie ihn schnell mit sich fort, als gelte es, einer Gefahr zu entfliehen.

Lenci ließ sich nutzlos erwarten und auch Kate wurde einige Tage nicht sichtbar.

Hugo gedachte fast weinend seines schönen, unvollendeten Kopfes und der verlorenen Gelegenheit, einem Maler zu sitzen. Marina mußte ihm Vernunft predigen, und sie that dies mit einer gewissen Heftigkeit und wollte absolut nichts davon hören, daß Hugo unter irgend einem Vorwand auf die Suche ging.

„Aber ich werde Kate fragen,“ beharrte Hugo.

„Nein. Auf keinen Fall.“

Es war eine ungewohnte Empfindlichkeit in ihr.

Dann ließ sich eines Morgens die kräftige Stimme ihres Gatten im Hause vernehmen, und Marina schüttelte sich, wie aus einem Traum erwachend.

Die Woche verging im Trubel der Geschäfte, jener Geschäfte, von denen Marina oft mit Bitterkeit sprach.

Aber als Kate wieder erschien, ging ihr Marina durch die ganze Allee entgegen, und ehe noch Hugo sie bemerkte und die im letzten Sonnenstrahl heimkehrenden Arbeiter sie einholten, hatte sie hastig nach Lenci gefragt.

„Er ist in die Berge, um Studien zu machen.... Du wirst ihn bald wiedersehen. Ich habe ihm selbst gesagt, Dich nicht zu viel zu stören in Deinen Geschäften.“

Marina blickte fest in die grauen, boshaften Augen der Anderen.

„Ich hoffe, Du hast ihm dies wenigstens nicht so gesagt, daß er glauben mußte, es ginge von mir aus.“

„O! Was denkst Du! Wenn Du nur wüßtest, mit welcher Begeisterung er von Dir spricht. Im Gegentheil... weißt Du....“

Sie unterbrach sich. Marina fuhr fort, sie forschend anzusehen. Aber Kate brach in unmotivirtes Lachen aus, und Marina fühlte, wie ihr eine heiße Blutwelle in's Gesicht stieg.

Hugo kam, schon von ferne drohend und gestikulirend, daher gerannt.

„Und Dein Mann?“ hatte Kate gefragt.

Marina hatte mit einer kurzen Handbewegung auf die Villa gedeutet. Dann war sie unruhig, nervös davongeeilt, in das Arbeitszimmer ihres Gatten, wo er sie immer, auch inmitten der Beschäftigung, mit freundlichem Lächeln empfing und, sie liebkosend, von hundertlei Dingen mit ihr sprach, wie mit einem erprobten Verwalter.

Ein anderes Mal war Kate gekommen und hatte sie, ohne ihr Zeit zum Nachdenken zu lassen, mit sich nach Gattici geschleppt.

Hugo war oben, um seinem Vater beim Kopiren einiger wichtigen Dokumente zur Hand zu gehen. Marina hatte ...sehen und ein Grauen vor jenen ver...n Stempelpapieren empfunden und ...ner juristischen Atmosphäre, die ihr ...them benahm.

...en Augenblick konnte aber der eine ... andere sie nöthig haben, und dennoch hatte sie sich mitziehen lassen. Der Zauber des prächtigen Herbsttages umspann sie.

Unter dem leuchtenden, funkelnden Laub schimmerten die reifenden Trauben hervor, vom nahen Wald strömte der würzige Geruch der Pinien herüber und neben ihr plauderte die einschmeichelnde, überredende Stimme Kates von Alfred Lenci.

Und als sie sich plötzlich in Gattici sah, erstaunt, schon angekommen zu sein, und unruhig, sich von zu Hause entfernt zu haben, hatte Kate eine Thür geöffnet und gesagt:

„Alfreds Zimmer. Wir haben ihm dies gegeben, welches den Blick auf Silviola hat.“

Marina war eingetreten, als werde sie von Jemandem geschoben. Es war ein gemüthliches Zimmer, in dem man noch den Geruch der türkischen Cigaretten und der Farben verspürte. Im Hintergrunde des Zimmers stand das seit Tagen nicht berührte Bett und auf dem Tisch und den Stühlen lagen Albums und Studien verstreut.

Marina hatte einen raschen Blick umher geworfen und dann zurücktreten wollen, aber Kate war nicht das Weib, ihr Opfer so leicht entschlüpfen zu lassen; sie hatte sie wieder ins Zimmer gezogen, und eine kleine Kassete öffnend, ihr diese gegeben und fast geheimnißvoll gesagt: „Sieh' mal! Sieh' mal!“

Es war eine Sammlung mehr oder weniger anstößiger Photographien, über welche Kate immer wieder in ihr schrilles Lachen ausbrach; alles junge Weiber, bei denen die Anmuth der Züge durch die Gemeinheit der Posen erdrückt wurde und deren Lächeln in Marina's Brust jedes Schamgefühl verletzte. Dennoch hatte sie die Bilder angesehen mit glühendem Gesicht, aber deshalb nicht weniger aufmerksam, hatte sie den Erläuterungen des ränkevollen Wesens gelauscht, das ihr nicht von der Seite wich; und etwas Krankhaftes hatte sich in ihre Gedanken, in ihr Blut geschlichen.

Marina hatte sich endlich losgerissen und war nach Silviola geeilt, wie dürstend nach reinerem Odem, während all' jene schönen, lasciven Gestalten sammt jener Alfred Lencis vor ihr herjagten.

In diesem Gemüthszustande hatte Marina, wie wir sagten, ihren Mann abreisen sehen und jetzt, unter einem forschenden Blick, einen Händedruck mit Alfred Lenci gewechselt, der von seinen Bergtouren zurückgekehrt war.

Und nun schlug Lenci wieder seine Staffelei an jenem pittoresken Plätzchen auf, und der Raffaelskopf bekam Leben und Ausdruck, während das Original, ungeachtet seines Versprechens, jetzt umhertollte und jetzt sich wieder einlullen ließ von der erwärmenden Atmosphäre der Vertraulichkeit, die der Künstler um sich zu verbreiten wußte und der sich auch Marina oft und gern überließ.

Eines Tages bat Lenci sie um eine kurze Sitzung, dort oben im Garten, wo schattige Oleander ein lauschiges Plätzchen bildeten. Er selbst setzte sie auf dem niederen Gartenstuhl zurecht, leise flüsternd: „Sie verzeihen,“ während seine Finger kaum ihren durch den leichten Stoff schimmernden Arm berührten, um ihm die richtige Lage zu geben. Sie fühlte sich beherrscht, verwirrt von diesem Blick, der ihre Züge erst aus der Entfernung, dann ganz nahe studirte; von seinem Athem, den sie wie eine Liebkosung über ihre Wangen, ihren Nacken hingleiten fühlte. Lenci's Finger berührte leicht ihr Haupt, und sie bog es so, wie er wollte; sie ließ es geschehen, daß er ihre Haare ordnete, um so mehr, als er mit süßer, fast flehender Stimme sagte: „Verzeihen Sie! Ich quäle Sie! Ich weiß es. Aber sie sind so schön! .... So; sehen Sie, sehr gut! .... Dank!“

Sie sah die rosigen Nägel Lencis vor ihren Augen schimmern, und dieser rosige Schein schien ihr zusammenzuhängen mit den warmen Blutwellen, die ihr insGesicht schossen, und dem leichten Zittern ihrer erregten Nerven, welche ihr wieder die Bilder all' jener schönen Geschöpfe vorzauberten, die, laut Kate, des Malers Geliebten gewesen waren.

„Jetzt kommst Du daran, schönes Mamachen! Du selbst!“ rief Hugo lachend herüber.

Manchmal ging Kate vorüber oder der Pfarrer machte einen Moment dort Halt; dann war es Marina stets, als löse sich eine Verzauberung, und sie erhob sich, wie ertappt, wenn nicht auf einer Schuld, so doch auf einer Unklugheit. Gegen Don Flavio geschah es mit Unterwürfigkeit, gegen Kate mit Unmuth und Verachtung.

Aber wenn sie am Abend nach Erledigung der seit Kurzem etwas vernachlässigten, häuslichen Geschäfte vor das lebenswahre Bildniß ihres Sohnes trat, das jetzt ihr Boudoir schmückte, dann fühlte sie, mehr als sie selbst geglaubt hätte, die Gegenwart des Malers,

Don Flavio hatte Marinas Vertrauen nicht vollständig zu erwerben vermocht. Er war ihr offizieller Beichtvater, da sie keine Auswahl hatte; er genoß die Achtung ihres Gatten und manchmal hatte er, mit seinem grauen Haupt und den liebenswürigen Augen, auch für sie etwas Ehrwürdiges. Don Flavio, gelehrt wie selten ein Landpfarrer, überwachte auch Hugo's Unterricht, und dies war für das Mutterherz sein höchstes Verdienst.

Eines Abends nahm Marina Don Flavio's Hand, führte ihn in ihr kleines Boudoir und stellte ihn vor das theuere Köpfchen. Don Flavio trat ein wenig zurück, lächelte bewundernd und sah ihr dann in die Augen.

Sie senkte das Haupt.

In dem kleinen stillen Zimmer, wo die letzten Sonnenstrahlen durch das dichte Jasmingezweig drangen, wo jede menschliche Hinterlist immer so fremd und unbekannt geblieben war, überkam Marina das unbezwingliche Bedürfniß, die Gemüthsunruhe, in der sie sich seit einiger Zeit befand, Don Flavio zu vertrauen und dann, die Augen freimüthig zu ihm erhebend, damit er darin den festen Entschluß lesen könne, mit seiner Hilfe die kleine Wolke verscheuchen zu wollen, ihn zu fragen, „ob sie jenes Bild so, wie sie es erhalten hatte, wieder zurückstellen solle.“ Aber die Stimme Don Flavio's, die ihr in diesemAugenblick falsch dünkte, wie jene Kate's, erstickte jeden gesunden Impuls.

„Und ... das Ihrige?“ fragte er sie lächelnd.

Seit jenem Tag fühlte sie sich noch einsamer und unsicherer. Auch die Ueberwachung ihres Reiches begann sie zu ermüden, und sie sagte oftmals: „Macht es, wie Ihr wollt.“ Manchmal trat sie in das ernste Arbeitszimmer ihres Gatten, in dem auch die leuchtende Sonne zu erblassen schien, und fragte sich selbst, wie es denn möglich sei, daß das Leben und Denken eines Mannes so ganz in diesen schwerfälligen, monotonen, verhaßten Dingen aufgehen könne. In den seltenen Momenten, in denen ihr Hugo, des Herumtollens müde, bei ihr blieb, klammerte sie sich mit verdoppelter Zärtlichkeit an ihn, wie einen sicheren Halt suchend in der Unruhe ihrer Seele.

Aber nach einem kurzen Austausch von Liebkosungen entfloh ihr der Knabe wieder mit der Lebhaftigkeit eines Vogels, und sie sah ihn, was ihr das Unerklärlichste und Unerträglichste war, mit Kate davoneilen, an ihr hängend, wie behext von jener Mißgestalt.

Eines Tages drang das Geräusch vieler Stimmen an Marina's Ohr, und gleich darauf sah sie die ganze Familie Zuppeti nebst einigen gemeinsamen Bekannten auf dasHaus zuschreiten. Diesmal ging Hugo an Lenci's Hand voraus.

Marina, inmitten ihrer häuslichen Beschäftigung überrascht, streifte, eine Entschuldigung murmelnd, eilig die Aermel ihres Kleides herab und schüttelte mit rascher Kopfbewegung die Haare zurück. Der Künstler schien sie mit seinen Blicken verschlingen zu wollen.

„Noch schöner so!“ flüsterte er ihr zu.

Dann handelte es sich um einen großen Plan: Ein Frühstück bei der Almhütte.

Wundervoll. Man würde den Weg durch die Kastanienwälder wählen, steiler zwar, aber auch schattiger.

Besiegt durch Hugo's stürmische Bitten und Zärtlichkeiten, sowie durch die Begründung, daß das ganze Projekt zu Wasser würde, wenn sie nicht zusage, gab sie endlich nach, unter der Bedingung, für die Weine und das Dessert sorgen zu dürfen.

Man bestimmte es so. Marina verbrachte den Abend mit Anordnungen für den morgenden Tag, und Hugo schlief endlich, von Müdigkeit übermannt, ein, den Kopf tief auf die Brust gesenkt, aber im Traum schon auf den Bergen.

Der Aufstieg war begleitet vom großem Auge der Sonne, welches voran auf den Bergen ruhte. Aus der wilden Schlucht drang das Gurgeln des Wassers und das Schluchzen der Nachtigall herauf; durch die Luft zog ein scharfer Moosgeruch.

Die kleine Brücke war schmal und schlüpfrig und die Balken schwankten ein wenig. Alfred Lenci ging an Marinas Seite, und als ihr Fuß plötzlich ausglitt, griff sie instinktiv nach seinem Arm.

Und er bestand fast flehend darauf, daß sie diese Stütze nicht loslasse, jetzt, da der Weg noch steiler bergan führte.

Die Bauern, welche die großen Frühstückskörbe auf dem Kopfe trugen, gingen voran.

„Wunderbar!“ rief der Maler jeden Moment aus, sich zu Marina beugend, als ob er nur allein mit ihr, deren Seele geöffnet war, seine künstlerische Begeisterung theilen wollte. Als die Hütte oben auf dem nackten Felsrücken sichtbar wurde, erhoben alle ihre Stimmen zum Gruße.

Nach allen Seiten konnte der Blick über die mit Kastanien bedeckten Hänge frei umherschweifen, bis er sich im Meer der weiten Ebene, wo ein leichter Nebel noch die fernen Villen und Ortschaften verschleierte, verlor.

Dem Mahl fehlten weder die immer lautere Heiterkeit, noch die fröhlichen Toaste, die der frische Bergwind in die Ferne trug. Auch Kate und Hugo wollten noch irgend eine Thorheit sagen, und es gelang ihnen, den Heiterkeitserfolg noch zu vergrößern.

Dann zerstreute man sich. Nur wenige Sträucher unterbrachen den grünen Teppich ringsum. Ein verlassener Vogelherd bot dort seinen diskreten Schatten und einige reife Beeren leuchteten von den inneren Spalieren des künstlichen Labyrinths.

„Wie entzückend!“ flüsterte Lencis bewegte Stimme wieder an Marinas Ohr.

Sie antwortete nicht. Die Stimmen der anderen entfernten sich; sie fühlte sich, wie Alfred Lenci, durchdrungen von der unwiderstehlichen Poesie der Einsamkeit. Und diese Einsamkeit wurde immer intensiver, dieses Schweigen immer tiefer. Man hörte das leise Summen der Insekten, so oft Lenci schwieg.

„Zehn Jahre. Das ganze Leben so verträumen zu Zweien! Nicht wahr?“

Marina antwortete mit dem Kopfe nickend, mehr auf ihre inneren Gedanken, als auf das, was Lenci mit immer zitternderer Stimme zu ihr sprach.

Wie eine Binde lag es auf ihren Augen, ihren Sinnen. Dort unten hatte es begonnen, zart wie leichter Nebel, sie hatte es wieder verjagt, aber es war wieder gekommen, dichter, immer dichter; das lichte Grün der Höhen verscheiernd, zwischen sie und die Sonne sich schiebend und ihr das Blut fast schmerzend wie Nadelstiche durch die Adern treibend. Und dann hatte es plötzlich wie eine weiche, nervöse, entsetzliche Hand ihr den Hals zusammengepreßt und ihre Pulse umklammert.

Da schüttelte sie sich erwachend. Alfred Lenci, der jetzt schwieg, während seine Augen um so inbrünstiger flehten, zurückweisend, erhob sie sich wie eine verwundete Löwin. Ihr Sohn war ihr erster Gedanke; sein Name das erste Wort, welches sich gellend ihrer Kehle entrang.

Niemand antwortete.

Nun eilte sie den Abhang hinan. Ohne sich umzusehen, strauchelnd, taumelnd, nicht auf die Stimme Alfred Lencis hörend, der ihr folgte, hielt sie nur inne, um immer wieder den Namen ihres Knaben zu rufen. Als sie ihn erreicht hatte, bohrte sie ihre Augen in die grauen Aeuglein Kates und schrie ihr in's Gesicht:

„Schlange!“

Die Buckliche lachte höhnisch auf, während Marina die Hand ihres Sohnes erfaßte und mit klopfendem Herzen, fast laufend, den Weg nach Silviola einschlug.

Kaum allein, warf sie sich im Arbeitszimmer ihres Gatten über jene verstaubten Papiere und brach in konvulsivisches Weinen aus.

Sie erhob sich etwas ruhiger und ein Telegramm, das ihres Gatten Ankunft anzeigte, richtete sie vollends auf. Aber als er ihr einige Tage später sagte:

„Ich reise wieder ab,“ warf sie sich schluchzend an seine Brust: „Nein, nein, verlasse mich nicht mehr. Ich fürchte mich vor der Einsamkeit. Ich gehe mit Dir.“

Vorurtheile.

Novellette von E. H. Büttner.

1. August 1900.

„Bedaure, kein Zimmer mehr frei, alles besetzt.“ — An Deutlichkeit ließ diese Antwort nichts zu wünschen übrig. Da stand ich nun vor „der Prinzenhöh“ mit meinem eleganten Rohrplattenkoffer! — „Was nun?“ Diese Frage galt dem Rosselenker, der meine sieben Sachen mit stoischem Gleichmuth wieder auflud.

„Ja, Madam, hier ist allens proppenvöll (sehr richtig), denn müssen wir es woll da unten in der Schweizermühle versuchen.“ Sein Peitschenstiel gab eine unbekannte Richtung an. „Schön ist's da auch“, meinte er beruhigend. — Also mein Wille ist es nicht, daß ich hier in der Schweizermühle sitze, eine halbe Stunde vom eleganten Kurort S. — unter Philistern!

Als ich zum ersten Male an der Wirthstafel erschien, reckte alles die Hälse und ich hatte mich doch so einfach angezogen. — Eigentlich ist es ein Damenpensionat, wohin ich gerathen. Einzelne Herren sind vorhanden, Familienväter, mit denen hier, in Ermangelung von etwas Besserem, ein reiner Kultus getrieben wird.

Doch ich vergesse mein Gegenüber. Ein junger Beamter, wie mir scheint. Er befindet sich im interessanten Stadium des Rekonvaleszenten, die holde Weiblichkeit erkundigt sich immer sehr theilnehmend nach seinem Befinden. Es sind fünf, die sich in ihn theilen.

2. August.

Ich zähle die Tage bis zu meiner Abreise. Etwas Zerstreuung will auch die Nervöseste haben. Aus lauter Verzweiflung gehe ich jeden Tag einmal nach S., athme Höhenluft und sehe Menschen. In das Fremdenbuch habe ich mich nur als Ellen Pönitz eingeschrieben. Gott, wenn die Philister wüßten.

4. August.

Wunderbar, daß die meisten Leute stets sympathische Menschen finden. Ich finde nur Unsympathische. Heute Morgen ging ich zum Wurmberg.

Durch köstlichen Wald! Der Boden war mit bemoosten Felsblöcken übersät, als hätten Riesen dort gespielt. Kaum hatte ich mich über die tiefe Einsamkeit gefreut, war sie schon dahin. Ganz plötzlich tauchte ein Wanderer vor mir auf. Eilig schien auch er es nicht zu haben. Ab und zu blieb er genießend stehen. Wie mich die hohe Gestalt da vor mir ärgerte. „Entschuldigen Sie, geht es hier nicht zum Wurmberg?“ Ich wollte das Gesicht sehen. Er wußte von nichts, sein Name war Hase. Ich denke wenigstens, verstanden habe ich ihn nicht, als er sich im Laufe des Gespräches vorstellte. Nur den außerordentlichen Professor habe ich in mir aufgenommen, aus Jena, glaube ich. Warum die Leute ihre Namen wohl immer so undeutlich sprechen und schreiben? Bei dem Titel sind sie doch so deutlich. Er war übrigens ganz unterhaltend, etwas zurück in seinen Ansichten, ich meine das moderne Leben betreffend. Seine Ruhe und Ueberlegenheit ärgern mich aber doch. Sympathisch ist er mir nicht.

5. August.

Mein Außerordentlicher ist auch in die Schweizermühle gekommen. Das alte Fräulein faselte gleich etwas von sympathischem Aeußeren. Ich mag keine blonden Herren, wahrscheinlich weil ich selbst aus dem Farbentopfe bin. Hübsch sind seine Augen — Kinderaugen! Ich glaube überhaupt, der Mann ist dem wirklichen Leben gegenüber wie ein großes Kind. Er hat etwas Vertrauen erweckendes in seinem Wesen, mehr zum guten Freunde, wie zum Liebhaber passend.

6. August.

Mein Außerordentlicher hält mich für eine Lehrerin. Ich starrte ihn ganz entsetzt an. Verneinen that ich es natürlich nicht. Diese Voraussetzung von ihm verleiht mir einen gewissen soliden Dunstkreis. Obwohl er sich kaum Extravaganzen erlauben würde. Praxis mit Frauen? Da muß ich wirklich lachen. Heute Morgen traf ich den Professor im Thal an der rauschenden Eller. Er war sehr eifrig mit Lektüre beschäftigt. Ich setzte mich zu ihm; unpassend wird er es doch wohl nicht gefunden haben! Mein Aufenthalt hier so allein erregt etwas sein Mißfallen, doch als ich ihm erzählte, daß ich eine Tante habe, mit der ich in Berlin lebe und die jetzt bei Verwandten zur Erholung sei, beruhigte er sich einigermaßen.

Wir sprachen zuerst über gleichgiltige Dinge. Neugierig betrachtete ich das Buch, das zwischen uns lag. Ich hob es auf. „Nietzsche!“ Ich sah ihn erstaunt an. „Das Weib an sich.“ Nun mußte ich doch lachen.

„Haben Sie von dem Verfasser schon gehört (sein Ton war gönnerhaft), humoristisch ist er gerade nicht.“

„Nietzsche,“ sagte ich verächtlich, „was wußte der von Frauen. Wer keine Erfahrung in der Praxis besitzt, kann vom grünen Tisch nicht urtheilen. „Die Frau soll orientalisch betrachtet werden, das war ja sein Standpunkt und diese Frau sollte denUebermenschen hervorbringen? Ich sah ihn herausfordernd an. „Die bald angenehmen und wilden Hausthiere, wie er uns zu nennen beliebt, haben in unsererZeit doch wohl gezeigt, daß sie etwas leisten können.“ Mein Ton wurde sehr energisch. „So ein Berufsweib, das sich ehrlich durchs Leben schlägt und das, was sie kann, sich selbst verdankt, muß dem Mann Respekt einflößen.“

„Aber keine Liebe,“ antwortete er lakonisch.

„Wollen wir auch gar nicht,“ parirte ich.

„Wir? Sind Sie denn auch Berufsweib? Sie, so ganz Weib, so ganz Grazie in Ihrer Erscheinung?“

„Trotz diesen spezifisch weiblichen Eigenschaften habe ich einen Beruf,“ antwortete ich hochmüthig, „auf den ich stolz bin und der mich vollkommen befriedigt. Die Evas-Tochter braucht darum nicht verleugnet zu werden. In meinem Berufe wäre eine Vernachlässigung des Aeußern überhaupt nicht angebracht.“ Jetzt mußte ich lachen, daß ich mich so in Eifer geredet.

Er sah mich prüfend an.

„Ich taxire Sie auf eine Lehrerin, wenn es denn durchaus ein Beruf sein muß. Kindererziehung ist eine so edle Aufgabe für das Weib.“

„Danke,“ erwiderte ich ironisch. Ich erhob mich verstimmt. Es ging ihm ja eigentlich nichts an, was ich trieb, und doch empfand ich Aerger über mich, daß ich die Wahrheit nicht bekannt.

9. August.

Gestern sind Bekannte vom Professor angekommen. Mutter und Tochter, die sehr erfreut thaten, sie haben ihn heute zu einer Tour eingeladen. Er warf mir hinter ihrem Rücken flehende Blicke zu, erbaut schien er gerade nicht zu sein.

Ich wünschte ihm frostig „viel Vergnügen“. Die blonde Elisabeth mit Madonnenscheitel und Madonnengesicht ist vielleicht die Rechte. Ein unbeschriebenes Blatt, wie es die Männer gerne mögen. — —

10. August.

„Guten Morgen, Herr Professor, Sie begleiten uns doch heute Morgen zu den Klippen?“ Die Mutter der Madonna begrüßte den Außerordentlichen in liebenswürdigen Tönen. Sie scheint entschieden von Ausdauer. Ich löffelte meine Chokolade und schwieg. Mußte aber zu meinem Erstaunen hören, daß der Professor einfach log — mit mir schon einen Ausflug verabredet zu haben. Der Außerordentliche konnte lügen! Wunderbares Symptom, das ich da entdeckt.

„Nun, dann geht Fräulein Pönitz vielleicht mit uns,“ wandte sich die Beharrliche zu mir.

„Fräulein Pönitz kann leider auf keine Klippen steigen, sie leidet an Schwindel.“

Bevor ich überhaupt meinen Mund aufgethan, präsentirte er die zweite Unwahrheit. Ich neigte zustimmend das Haupt, sagte aber, um doch etwas selbstständig aufzutreten, daß ich gerne verzichten wollte.

„Bitte, die älteren Rechte gehen vor,“ meinte die ehrenwerthe Dame spitz, „überhaupt wollte ich mich zu gleicher Zeit in S. nach Logis umsehen, für ein junges Mädchen ist die Schweizermühle zu eintönig. Guten Morgen, meine Herrschaften!“

„Da haben Sie etwas Schönes angerichtet,“ meinte ich kleinlaut. „Wie kommen Sie überhaupt dazu, so über mich zu verfügen?“

„Aus Nothwehr,“ erwiderte er lachend. „Die gestrige Partie habe ich noch im Magen. Leute, die sich mit wahrer Wonne auf alle gemeinsame Bekannte stürzen und alle Details erschöpfen, kann ich in der Sommerfrische nicht vertragen.“

12. August.

Heute hatte ich einen großen Schreck, die Sache hätte nett werden können. Er und ich, Max heißt er, saßen auf der Terasse des Berghotels in S.

Wir waren sehr lustig und medisirten. Seine Ehrbarkeit hat er, Gott Lob, etwas abgelegt. Plötzlich sehe ich von Weitem einen Berliner Bekannten mit einer Dame am Arm auf das Hotel zukommen. Die hochrothe Farbe ihres Anzuges erregte das allgemeine Aufsehen.

„Diese Schauspielerinnen, man erkennt sie auf zehn Schritt,“ meinte der Professor verächtlich. Er hätte am liebsten seine Rockschöße zusammen genommen. „Sehen Sie nur, wie sie die Augen wirft.“

„Mein Gott, nach ein oder zwei Koketten können Sie doch den ganzen Stand nicht beurtheilen, ich wette, daß Sie bei Mancher nicht einmal merkten, daß ihre Welt die Bretter sind.“

„Liebes Kind,“ erwiderte er überlegen, „da habe ich wohl mehr Erfahrung als Sie; sie haben alle was an sich, auch die Anständigsten; ihre Bekanntschaft suchen, würde ich nie; ich hoffe, das glauben Sie mir.“

Ich verkroch mich hinter meinem Schirm, das Paar kam an uns vorüber.

„Nur nicht zu sehr vom Piedestal herab urtheilen, Herr Professor, Sie könnten hereinfallen.“

„Nie,“ meinte er zuversichtlich, „ich bilde mir auf meine Menschenkenntniß etwas ein.“

„Und Gott Amor?“

„Hat in diesem Falle auf mich keinen Einfluß. Vielleicht lasse ich von anderen Vorurtheilen,“ er bog sich tiefer zu mir. „Haben Sie nicht bemerkt, daß der altfränkische Mann sich zu modernen Anschauungen bekehren läßt?“

„Nein,“ log ich. — Dies dumme Rothwerden. In dem Augenblick fühlte ich eine siedende Blutwelle in mir aufsteigen. — „Es ist spät, Professor, wir müssen heim!“

15. August.

Aus dem Außerordentlichen werde ich nicht mehr klug. Stimmung ganz lyrisch und alles von Mondschein überfluthet. Ich wollte nicht, ich meine „den Mondscheinspaziergang“, aber er bat und flehte, da wurde ich schwach. Vielleicht war es thöricht, aber ich war gar nicht kampflustig gestimmt; fand sogar alles richtig und männlich, was er sagte. Diese Mondscheinstimmung hatte meinen Verstand eingelullt. Er bot mir den Arm; stumm gingen wir neben einander.

Jetzt möchte ich das Gedicht von Goethe „An den Mond“ hören.“

Füllst wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,

begann er leise:

Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.“

Ich stand an einen Baum gelehnt und rezitirte einen Vers nach dem andern, eine unbestimmte Macht trieb mich. Wie in Silber getaucht, war alles um mich, es zitterte im leise rauschenden Wasser und überfluthete mich und den lauschenden Mann da vor mir. Die ganze Stimmung dieser Stunde, die Sehnsucht nach Glück und Liebe, sie kam wohl zum Ausdruck und spann ihre Zauberfäden leise, leise von Einem zum Andern.

„Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt —“

Weiter kam ich nicht. Ich fühlte mich von zwei Armen umfangen, mein Mund war stumm geworden.

Nur das Rauschen der Eller, der verschlafene Ton eines Vogels unterbrach die lautlose Stille. Erschreckt fuhr ich auf.

„Entschuldigen Sie, aber es führt wirklich kein anderer Weg nach S.“

Des Professors Bekannte gingen, ironisch grüßend, an uns vorüber.

Vor Scham schlug ich beide Hände vors Gesicht.

„O Gott“, meinte ich verzweifelt, „was werden die denken.“

Er beruhigte mich. „Es sei überhaupt gleichgiltig, was Hinz und Kunz dächten. Er hätte doch das Recht, seine Braut zu küssen!“

„Seine Braut?“ — Ich weiß nicht, was ich antwortete. Ich war nur sehr selig mit intensivem Bewußtsein.

Und doch war es Unrecht, auch den Abend zu schweigen. Mehr und mehr drängte sich das Gefühl in den Vordergrund, daß ich die Entscheidung nicht länger hinausschieben darf. Ach, ich weiß, es war nur ein Traum, kurz und schön, aber das Erwachen bleibt nicht aus. Warum war ich so feige? — Ja, warum? — —

Berlin, 23 August.

Acht Tage sind vergangen seit den letzten Aufzeichnungen. Als ich am andern Morgen zum Frühstück erschien, waren alle Gäste ausgeflogen und ich hatte Muße, meine Pläne auszuführen. Der Professor war frühmorgens in die Berge gegangen; ein Billet brachte mir seine treuesten Grüße. Zu Mittag wollte er bestimmt zurück sein. Meine Koffer hatte ich dieselbe Nacht gepackt; den Wirthen gesagt, daß wichtige Nachrichten mich nach Hause riefen. Endlich war alles erledigt. Der Wagen stand vor der Thür, um mich zur nächsten Station zu bringen. Meine Abreise glich einer Flucht, aber nur der eine Gedanke beherrschte mich: fort, und zwar so bald als möglich. Ein Wiedersehen wollte ich unter jeder Bedingung vermeiden. Meinem Freunde hatte ich einen langen Abschiedsbrief geschrieben und denselben selbst auf sein Zimmer gelegt.

Schluchzend nahm ich Abschied von meinen Wirthen. Die guten Leute waren ganz gerührt, daß mir das Scheiden von ihnen so schwer wurde. Ach wie endlos erschien mir an dem Morgen die Fahrt. Unaufhaltsam flossen meine Thränen. Endlich war der Bahnhof erreicht. Eine große Menschenmenge stand auf dem Bahnsteig, das herrliche Wetter lockte viele zu einer Brockentour.

Da ich noch zwanzig Minuten bis zur Abfahrt des Zuges zu warten hatte, sank ich, nachdem alles Nöthige besorgt, erschöpft auf einen Stuhl. Plötzlich kam Bewegung in die Menge, das Dampfroß pustete keuchend herauf.

Alles drängte sich zu den Coupés und im Augenblick war der Bahnhof leer, wie fortgefegt waren die Menschen. Müde schloß ich die Augen. Mir war alles so gleichgiltig, so grenzenlos einerlei.

„Guten Morgen, Ellen“, hörte ich plötzlich eine wohlbekannte Stimme hinter mir. Ich hätte beinahe laut aufgeschrien. Wie geistesabwesend starrte ich den Professor an, der glücklich lächelnd, bestaubt und mit Blumen geschmückt vor mir stand.

„Wolltest Du mir entgegenkommen, Liebste“, fragte er, glücklich meine Hand ergreifend.

„O, Gott“, stammelte ich, „wo kommen Sie her. Ich dachte, Sie seien in die Berge gegangen.“

Er lachte.

„Kleine Thörin, warum bist Du denn so entsetzt? Ist es nicht sehr liebenswürdig vom Schicksal, uns hier zusammenzuführen? Ich war heute Morgen auch zu Fuß fortgegangen, da mir aber die Zeit knapp zu werden anfing, stieg ich in die Bahn und wollte von hier zur Schweizermühle hinunter. Aber, mein Gott, Ellen, das sieht ja ganz nach Abreise aus.“ Er deutete auf mein Gepäck. „Wolltest Du fliehen?“

„Ja“, meinte ich trotzig. „Ich muß fort, fragen Sie mich nicht. Unten in Ihrem Zimmer liegt ein Brief, der Ihnen alles erklärt.“

Ich stürzte fort, der Zug brauste gerade heran; so rasch ich es vermochte, schwang ich mich in das erste leere Coupé. Aber ich hatte die Rechnung ohne den „Professor“ gemacht. Er war schon wieder an meiner Seite.

„Erlaube, so lasse ich mich nicht abfertigen. Das scheint ja eine wunderware Geschichte zu sein, die läßt sich nach meiner Meinung viel besser mündlich entwirren. Ich werde mitfahren.“

„Nein,“ rief ich verzweifelt, „lassen Sie mich allein. Ich will allein sein,“ rief ich aufgeregt.

Es half nichts. In zwei Minuten stieg er mit seiner gelösten Fahrkarte ein, drückte dem Schaffner ein Trinkgeld in die Hand und der Zug setzte sich in Bewegung.

„So, jetzt bist Du allein, aber mit mir, nun erkläre gefälligst, was dies alles zu bedeuten hat.“

„O, Gott“, schluchzte ich fassungslos.

„Gestern gestehe ich Dir meine Liebe“, fährt er fort, „Du erwiderst meine Küsse und scheinst sehr glücklich zu sein und heute willst Du auf und davon laufen?“

„Mein Gott, es kann ja nie etwas daraus werden!“ rief ich verzweifeltt.

„Warum denn nicht?“ meinte er ungerührt.

„Weil ich Sie nicht heirathen kann —“

„Aber Du liebst mich?“

„Ja.“

„Dann kannst Du mich auch heirathen, oder bist Du schon verheirathet?“

Er saß an meiner Seite und hatte liebkosend den Arm um mich geschlungen.

Erneutes Schluchzen meinerseits.

„Ellen, auf diese Weise kommen wir nicht weiter, trockne Deine Thräne und antworte. — Bist Du frei?“

„Ja“, antwortete ich leise, „aber —“

„Nun, warum denn diese ganze Anstellerei“, rief er ungeduldig, „Du bist frei, Du liebst mich, ich liebe Dich, jetzt konjugire ich noch dieses Zeitwort, was trennt uns denn?“

„Mein Beruf!“ rief ich aus, „ich bin Schauspielerin.“

Endlich war es heraus. Ich wagte nicht, ihn anzusehen, jetzt erwartete ich mein Todesurtheil.

„Ist das alles?“

Er zog mich an sich und küßte mir die letzten Thränen aus den Augen.

„Alles? Ist das nicht genug?“ meinte ich kleinlaut.

„Und darum wolltest Du fliehen?“

Ich nickte.

„Nun, da muß ich Dir wohl noch einmal meine Liebe gestehen und Dich fragen, ob Du mein Weib werden willst, sonst glaubst Du es ja doch nicht. Die Schauspielerin gehört der Vergangenheit an.“

„Ja“, antwortete ich leise; „aber daß Du so Deinen Prinzipien untreu wirst, das hätte ich nie gedacht.“

„Ich auch nicht,“ meinte er lachend, „aber die Liebe scheint Vieles zu Wege zu bringen, sie läßt selbst einen pedantischen Professor über die Stränge schlagen.

* * *

Dies schreibe ich heute aus dem Gedächtniß. Die Schauspielerin schließt ihre Aufzeichnungen, denn in kurzer Zeit ist sie eine Professorin.

Wohlerzogen.

Moderne Skizze von G. Riesen.

Der Geheimrath Bertram hat seine Serviette zusammengelegt, den Teller zurückgeschoben und sich eine Cigarre angezündet. Für den vielbeschäftigten Beamten ist diese kurze Frühstückspause die behaglichste Stunde des Tages. Ab und zu einenSchluck aus dem Rothweinglase nehmend, liest er die Zeitung: erst Depeschen, Politik, dann Lokalnachrichten.

„Sag' mal, wer ist doch ...,“ wendet er sich an seine Frau, die am Fensterplatz vor einem Berg weißer Wäsche sitzt, deren einzelne Stücke sie gegen das Licht hält, um sie auf ihre vielfachen Schäden zu prüfen, — „erinnerst Du Dicht nicht ... ?“

„Was meinst Du, lieber Albert?“ fragt die Geheimräthin.

„Nein, laß — Olga wird es wissen!“ dann mit etwas erhobener Stimme: „Olly, komm einmal her!“

Im Salon nebenan bricht eine perlende Skala von kunstgeübter Hand ausgeführt, kurz ab, der Klaviersessel wird gerückt, und in die Thür des Speisezimmers tritt ein junges Mädchen.

Wie ein eingefangener Sonnenstrahl erscheint sie in dem gedämpften Licht des Raumes. Alles an ihr ist Weichheit, Anmuth, lässige Grazie.

„Was soll ich, lieber Papa?“

Der Geheimrath deutet auf eine Zeitungsnotiz: „Ich lese da eben, daß ein Leutnant von Tengen verunglückt ist. Wo sind wir doch mit dem zusammengetroffen, der Name kommt mir so bekannt vor?“

„Mein Gott,“ unterbricht die Geheimräthin lebhaft, „doch nicht der hübsche Tengen, der im vorigen Winter mit Olly im lebenden Bilde stand, bei der Wohlthätigkeitsvorstellung für die Ueberschwemmten!? Erinnerst Du Dich denn nicht, Albert? Und der ist verunglückt? Lies doch, wie ist das zugegangen,—es wird doch nicht schlimm sein?“

„Scheint leider so. Hier steht: .... stürzte bei einer Dienstübung so unglücklich mit dem Pferde, daß er lebensgefährliche innere Verletzungen davontrug.“

„Gott, wie schrecklich!“ klagte die Geheimräthin, „der reizende Mensch, so ein frisches, junges Blut! — Olly, und Du sagst garnichts dazu? Ich bitte Dich, Kind, übe nur jetzt das Nokturno nicht weiter, ich könnte im Augenblick keine Musik hören!“

„Na na,“ machte der Geheimrath, „traurige Sache, ja, aber das ist Menschenschicksal — Soldatenloos!“

„Nein, Olly,“ beharrte seine Frau, „laß das Klavierspiel bis zum Nachmittag! Hilf mir lieber Tischzeug ausbessern; es ist schrecklich, wie viel Löcher drin sind seit der letzten Wäsche! Ich will darauf schwören, die Waschfrau hat wieder Chlor genommen. Hier,“ — sie packte der Tochter einen Haufen Leinenzeug auf den Arm — „trag's nur in Dein Zimmer, im Salon darf jetzt nichts herumliegen, es ist bald Visitenzeit.“

Das Mädchen ging — mit hastigen, unsicheren Schritten. In ihrem Stübchen ließ sie die ganze Bürde zur Erde fallen, daß all' die schön geglätteten Stücke sich auseinanderspreizten, und schlug aufschluchzend beide Hände vor das Gesicht.

„Herbert! — Es ist nicht wahr — es kann nicht sein!“

Ihre vollen, rothen Lippen zittern, der zarte Körper schauert zusammen. Herbert sterben? — Nein, nur das nicht! Das durfte nicht geschehen, das ertrug sie nicht, das that ihr Gott auch nicht an! War es doch schon hart genug, daß sie einander nicht angehören konnten, das mittellose Mädchen und der mittellose Offizier. Und sie hatten sich doch so lieb gehabt!

Olga gedachte der fröhlichen Zeit, damals, als die Proben zu den lebenden Bildern sie und ihn täglich zusammenführten. Da wurde allmählig jeder Blick eine Offenbarung, jedes in dunkeler Kulisse erhaschte Flüsterwort ein unsägliches Glück. Der schöne Märchenprinz hatte sein holdes Dornröschen wirklich erweckt, ihr schlummerndes Herz schlug ihm heiß entgegen. Wenn er sich über sie neigte, so tief, daß sein warmer Athem ihre Lippen streifte, fühlte sie eine traumhafte Wonne. Sie waren so jung — und das Glück so nahe.

Als am Abend der Vorstellung der Vorhang unter brausenden Bravorufen niederging, da riß der Taumel heißen Verlangens sie fort. Der Märchenprinz küßte die purpurnen Mädchenlippen, und Dornröschen schlang die Arme um des Geliebten Hals.

Es war ein Augenblick höchster, selbstvergessener Seligkeit, er kehrte nie wieder.

Sie wußten es ja Beide, daß sie entsagen mußten, und mieden sich von nun an, um sich womöglich zu vergessen. Aber sie hatte es doch nicht vermocht, trotzdem mehr als ein Jahr darüber vergangen war, und das rege Gesellschaftsleben, das ihres Vaters Stellung bedingt, ihr manchen Verehrer zuführte.

In qualvoller Angst preßte sie die Hände zusammen. Herbert, wie mochte es ihm gehen? Was sollte sie beginnen, wen um Auskunft fragen?

Die Ungewißheit, das enge Zimmer wirkten erdrückend. Sie machte sich zum Ausgehen bereit und schlich die Treppe hinunter zum Hause hinaus. Sie wollte eine Freundin aufsuchen, zufällig das Gespräch auf den Unfall lenken, vielleicht Näheres darüber erfahren.

Aber nach wenigen hastigen Schritten prallte sie mit einem unterdrückten Schreckenslaut zurück. An der Straßenecke stand Tengens Diener — sie erkannte ihn sogleich, er hatte damals seines Herrn Maskenanzug hingebracht. Unsicher und verlegen trat der Mann auf sie zu.

„Nich' wahr, Sie sind das gnädige Fräulein, was hier Nummer siebzehn wohnt.

Olga nickte nur, die Kehle war ihr wie zugeschnürt.

„Das is man gut,“ erwiderte der Mann sichtlich erleichtert, „ich hab' schon gestern Abend 'n Stunder zwei vor dem Haus warten müssen, ob Sie nich' vielleicht 'raus kämen. Der Herr Leutnant is so sehr schimm krank, und Sie möchten doch den Brief lesen.“

Olga riß das von den derben Soldatenhänden arg zerknitterte Briefblatt an sich und eilte damit ins Haus zurück. Den Menschen genauer auszufragen, getraute sie sich nicht, es konnten jeden Augenblick Bekannte des Weges kommen und sich über das seltsame tête-à-tête wundern. Der Brief enthielt ja ohnehin Nachricht. Mit zitternden Händen öffnete sie ihn und las: „Ich werde sterben. Liebste, könnte ich Dich nur noch einmal sehen!“

Da stand es, das Schreckliche. Wenige Zeilen, die das Mädchen unausgesetzt anstarrte, als begriffe sie den Inhalt nicht.

Ihre Schläfe pochten, der Schmerz würgte, daß sie hätte laut aufschreien mögen. So still und treu hatte er sie also geliebt, daß er noch in der Todesstunde ihrer gedachte, nach ihr rief. O Gott, wie gern wäre sie zu ihm geeilt! Aber durfte, konnte sie es denn? Die Tochter eines hochgestellten Beamten in die Wohnung eines jungen Offiziers! Was würde die Welt sagen — was ihre Eltern? Sie zermarterte ihre Gedanken und fand keinen Ausweg.

Am Nachmittag kamen ein paar alte Damen zum Besuch. Olga mußte Thee und Kuchen serviren und auf Wunsch der Mutter im Salon bleiben. Man sprach über allerlei, auch über den Unfall des Leutnants von Tengen, und daß die Aerzte gemeint hätten, er würde nicht durchkommen. Schade, so ein hübscher, lustiger Mensch, der flotteste Tänzer! Dann ging die Unterhaltung auf die nächste Festlichkeit über, den großen Ball, der in einigen Tagen beim Präsidenten stattfinden sollte. Die alten Damen fragten interessirt, was Fräulein Olga anziehen würde, und ob sie sich schon recht freue. Sie antwortete pflichtschuldigst: „Sehr!“

Der Abend wollte gar kein Ende nehmen. Als Olga endlich in ihrem Stübchen allein war, zog sie den kleinen Brief hervor und küßte ihn immer wieder und immer wieder. Dabei gelobte sie sich, des Geliebten letzten Wunsch zu erfüllen. Sie wollte es thun um jeden Preis, nur das Wie war ihr noch nicht klar.

Als sie am anderen Morgen erwachte, schien die Sonne hell durch die Eisblumen am Fenster, der Kanarienvogel zwitscherte lustig. Ihr wurde leichter ums Herz. Warum sollte denn nicht alles noch gut werden. Herbert lebte ja, vielleicht siegte seine frische Jugendkraft.

Beim Mittagsessen, zwischen Suppe und Braten, fragte die Geheimräthin ihren Mann, ob er nichts von Leutnant von Tengen wüßte. Nein, der Geheimrath hatte den Kopf voll Arbeit und nicht Zeit gehabt, sich nach anderen Dingen zu erkundigen. Olgo redete sich ein, daß keine Nachricht eine gute Nachricht sei.

Gegen Abend überfiel sie ganz plötzlich wieder eine unerklärliche Angst. Kopfschmerzen vorschützend, bat sie, früh zur Ruhe gehen zu dürfen. Aber sie legte sich nicht zu Bett. Sie holte ihre Schreibmappe vor und schrieb in fliegender Hast einen langen Brief an den armen Kranken, in dem sie ihn ihrer heißen Liebe versicherte und ihrer Verzweiflung, von ihm fern zu sein.

Dann überlas sie das Ganze und — riß es in ganz kleine Stücke. Nein, so durfte sie nicht schreiben. Das war noch viel schlimmer, viel kompromittirender, falls es in unbefugte Hände kam. Und sie begann, jedes Wort erwägend, von Neuem. Aber nun wurden es entsetzlich steife, verworrene, geschraubte Redensarten, sie klangen kalt und herzlos. Olga ballte das Papier zusammen und schob die Schreibmappe weit von sich. Vom Sopha aufspringend, griff sie nach ihrer kurzen Pelzjacke und dem dunkelen Bibermützchen, von dem Herbert so oft gesagt hatte, es stände ihr entzückend. Sie drückte es auf die vollen blonden Haare und trat vor den Spiegel. Die Thränen schossen ihr heiß empor vor Mitleid mit sich selbst. Wie rührend die tiefen Schatten unter den Augen aussahen und das blasse, verhärmte Gesicht! Wenn er es doch nur sehen könnte! Sie fühlte eine förmliche Genugthuung darüber, daß sie so blaß war. Wenn er nur fühlen könnte, wie sie erschüttert war von der Gefahr, in der sein junges, muthiges Leben schwebte.

Behutsam schob sie ein paar krause Löckchen tiefer in die Stirn und zog die Handschuhe an, langsam, ganz langsam, jeden Finger glatt streifend. Nun war der Augenblick der Entscheidung da, nun galt es, zu handeln.

Mechanisch löschte Olga die Lampe, mechanisch öffnete sie die Thür. Sollte sie den Fuß über die Schwelle setzen — den letzten Wunsch des Sterbenden erfüllen, der sich nach ihrem Anblick sehnte? Sollte sie?

Und dann, was würde nachher sein? Stand nicht ihre ganze Zukunft, ihre Stellung in der Gesellschaft, ja die Liebe ihrer Eltern auf dem Spiel? Würde sie gehen, würde sie bleiben?

Das Herz schlug ihr zum Zerspringen. Das streng in den Grenzen des Herkommens und der guten Sitte erzogene Mädchen fühlte ganz genau, daß sie den Schritt nicht thun würde, aber sie wollte, wie zur eigenen Rechtfertigung, daran setzen, was sie an Willenskraft besaß.

Zitternd schlich sie die Treppe hinab und griff nach dem Drücker der Hausthür. Als ihre Hand das eisig kalte Metall berührte, rann es wie Todtenschauer durch ihre Glieder; entsetzt stürzte sie zurück in ihr Zimmer, schob den Riegel vor, warf sich im Dunkelen auf das Bett und preßte das Gesicht tief in die Kissen.

* * *

Der Tag des großen Balles beim Präsidenten, des glänzendsten Festes der ganzen Saison, war gekommen. Bei Geheimrath Bertrams lagen die Toiletten der Damen im Schlafzimmer ausgebreitet. Eben war die Friseuse fortgegangen, die Olgas Blondhaar kunstvoll modern geordnet und einen kleinen Vergißmeinnichtstrauß darin befestigt hatte. Das Mädchen sah heute nicht ganz so reizend aus wie sonst, etwas müde und theilnahmlos, zum größten Kummer der Geheimräthin. Die abscheulichen Kopfschmerzen, daß sie auch gerade heute sich wieder einstellten! Olga hatte sogar zu Hause bleiben wollen. Undenkbar — heute beim Präsidentenball! Es half nichts, das arme Ding mußte sich schon zusammennehmen; ganz gewiß würde es besser während des Tanzens. Doch was gab es denn da? Die Geheimräthin horchte. Dumpfe, eintönige Klänge von der Straße her, immer näher, immer deutlicher: der Chopinsche Trauermarsch. Sie sieht zum Fenster hinaus. Da kommen sie. Unter schaurigem Trommelwirbeln, das Musikkorps, ein mit Blumen überladener Sarg, den Helm und Säbel des Verstorbenen schmücken, dann ein endloser Zug von blitzenden Uniformen.

„Olly, komm' nur und sieh', da bringen sie ihn zu Grabe, den armen Tengen! Gott, wie traurig, wer das im vorigen Winter gedacht hätte! Der General neben dem alten weißhaarigen Herrn, dicht hinter dem Sarge, ist das nicht Excellenz v. Stechern? Ja, wahrhaftig! Na, das finde ich reizend von ihm. Papa hätte sich am Ende auch betheiligen sollen, aber nein, heute am Balltage, es verdirbt Einem die Stimmung.“

Ein leiser Wehelaut läßt die Geheimräthin sich umwenden. Da steht Olga, das Vergißmeinnicht-geschmückte Köpfchen weit vorgeneigt, mit starrem Blick dem Trauerzuge folgend.

„Um Gottes willen, Kind, wie siehst Du aus, was ist Dir?“

Zwei eiskalte Hände umklammern die Hand der Geheimräthin: „Mama, ich kann nicht tanzen — heute, wo er — ich kann nicht!“

„Aber mein Herzchen, ich bitte Dich, so weichmüthig darf man nun wirklich nicht sein! Tengen ist doch kein Verwandter von uns! Ich habe gewiß ein warmes Herz, aber gerade heute fehlen, das würde Papa äußerst fatal sein. Und überdies...“

Der Leichenzug war vorübergezogen. Man hörte nur noch ein paar einzelne, abgerissene Trompetentöne, dann nichts mehr.

Die Geheimräthin strich zärtlich der Tochter todtblasses Gesicht. „Wie gutmüthig mein Liebling ist! Wir wollen garnicht mehr an die traurige Geschichte denken. Bist Du nur erst im Kreise froher Menschen, dann wirst Du Dich schon amüsiren. Hat Regierungsrath Dankert Dich nicht zu Tisch und zum Straußwalzer engagirt?“ Frau Bertram lächelte befriedigt. „Sei recht lieb und freundlich mit ihm, Olly! Ich denke mir so allerlei; es war gar zu auffallend, als er mich neulich versicherte, es gehe ihm nichts über blonde Weiblichkeit und unbefriedigte Herzensfrische.“

Herzensfrische — o, wenn die Mutter ahnte, wie weh es da innen zuckte! — Aber wozu es sagen, jetzt — jetzt, wo doch alles zu spät war?! — Vergebens hatte der Sterbende von Minute zu Minute gewartet, vergebens gerufen, vergebens gehofft, bis der Tod die Augen schloß, die sich so sehr nach ihrem Anblick sehnten. Nun war alles andere gleich. Olga that, was der wohlerzogenen Tochter ihres Vaters zukam. Als der Abend herankam, zog sie das duftige blaue Crêpekleid an, welches eigens zum heutigen Tage gemacht worden war, und fuhr mit den Eltern zum Ball des Präsidenten.

Ein wohlerzogenes Mädchen von unberührter Herzensfrische.

Durchschaut.

Frau A.: „Entschuldigen Sie, theuerste Freundin, daß ich so spät komme, aber ich konnte nicht früher. Mein Mann hat mir heut sein Jacket dagelassen, bevor er in die Office ging, ich sollte ihm neue Knöpfe annähen.“

Frau B.: „Ha, ich verstehe! Waren die Briefe sehr interessant?“

Beim Abschied.

Köchin (zu ihrem Korporal): „Franz, Du machst mir den Abschied so schwer —“

Korporal: „Und Du, Juste, machst ihn mir noch schwerer durch diese jroßen Klöße und das scheene Kraut.“

Schlau.

Die kleine Else: „Onkel, kauf' Dir doch zuerst ein Loos zur Kinderlotterie, und dann mir.“

„Onkel: „Weshalb denn, mein Liebling?“

Else: „Na ja, hier steht doch gedruckt: Jedes zweite Loos gewinnt!“

Pietät.

„Die Briefe von Ihrer seligen Braut halten Sie wohl hoch in Ehren?“

„Na, ich sage Ihnen, da ist mir jeder orthographische Fehler an's Herz gewachsen!“